



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Carlowitz-Hartitzsch, Ric von: Das stilechte Fremdwort

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutung des Dahingeshiedenen für die deutsche Nation erhalten; nur einige wenige, die seinem Wirken nahe gestanden, werden erlassen, was der Nation durch seinen frühen Tod genommen wurde. . . .

Es war nicht Kiderlens Art, dem Schmerz über einen Verlust äußerlich besonderen Ausdruck zu verleihen oder sich gar in Sentimentalitäten darüber zu verlieren. Über begangene Fehler, die er erkannt, setzte er sich mit dem Wort hinweg: „man soll keine Fehler gut machen wollen, es gelingt doch nicht!“ Und doch war sein ganzes Streben von Gerechtigkeit und Güte und Edelfinn im großen und kleinen geleitet, und seine Arbeit war ein stetiger Kampf um die Beseitigung von Folgen der Fehler, die nicht er gemacht hatte.

George Kleinow



Das stille Fremdwort

Von Ric von Carlowitz-Hartisch in Dresden

„Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht!“

Schiller



Allgemein ist heute im deutschen Schrifttum der Kampf gegen die Fremdwörter wieder aktuell geworden. Diese Bewegung ist nicht neu; sie hat, mehr oder weniger ausgesprochen, unsere literarische Entwicklung begleitet, seitdem die deutsche Sprache vollberechtigt in diese Entwicklung eingetreten ist. Das sind jetzt vierhundert Jahre her. Gegenüber dem Zeitmaß, das für Veränderungen an dem beweglichen Material der Sprache gilt, ist das ein ansehnlicher Zeitraum. Daß er nicht genügt hat, dem Kampf gegen die Fremdwörter einen entscheidenden Erfolg zu sichern, beweist, darwinistisch gesehen, gegen die Lebendigkeit dieser Bewegung. Das Unlückliche haftet aber offenbar nur an ihr, sofern sie historisch in die Erscheinung getreten ist, als verfehlte Durchführung. Denn in ihr, der Idee nach, liegt ein durchaus gesundes Prinzip, das, zweckmäßig angewandt, sich auch darwinistisch durchsetzen müßte. „Dem Deutschen deutsch!“ Das Vernünftige dieses Programms ist so bestechend, daß ein Beweis, wie für jedes Axiom, unmöglich wird. Es ist also keine Frage seiner Berechtigung, sondern nur seiner Einhaltung. Ein allgemein vernünftiger Satz verleitet nämlich um so mehr zur Verletzung seiner inneren Grenzen, je „bestechender“ er ist, d. h. je mehr er sich der vollstümlichen Verbreitung durch ein praktisches Interesse und eine hinreichend weite Fassung empfiehlt, die es auch der populären Denkweise

gestattet, ihre ungeschliffenen Begriffe — und ihre Gefühlsbedürfnisse hineinzutragen. Indem aber gegenüber dieser allgemeinen Fassung die Anwendung, wie jede Praxis, im Besonderen bleibt, ist gerade das Vernünftige des Sages nicht zu denken ohne die schärfste begriffliche Einengung. Da es nun nicht jedermann gegeben ist, jederzeit ein granum salis vorrätig zu halten, wird einfach mit zunehmender Popularisierung der Sinn in das Eindeutige des Wortwörtlichen vergrößert. Dieser Entwicklung vom Programm zum Schlagwort ist noch keine fruchtbare Wahrheit entgangen: Das Égalité-geschrei der Revolution endete auf der Guillotine, die „Entdeckung“ vom Formwesen der Kunst weniger abschließend, aber ebenso schmerzhaft in den Schreckensklammern unserer Moderne. So alt wie die Idee der Sprachreinigung ist deshalb auch ihre Auslöschung durch die Fanatiker der „Konsequenz“. Von der „Deutschgestimmten Genossenschaft“ des Philipp von Besen, dessen „Zerdeutschungen“, wie Wilmar sie treffend bezeichnet, nur noch als antiquarische Merkwürdigkeiten in den Literaturgeschichten ein unrühmliches Leben fristen, über Joachim Heinrich Campe, „die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand“*), führt eine Linie gefinnungstüchtiger Verwandtschaft bis auf unsere Tage. Daher sahen sich auch von jeher gerade die feinfühligsten Verehrer der deutschen Sprache, wie Schiller und Schopenhauer, in die Opposition getrieben.

Wo ist nun der Punkt, an dem man das Programm: „Dem Deutschen deutsch!“ mißbräuchlich durchbrechen kann? So kurz es ist, es hat zwei solcher Punkte. Einmal ist es die sachliche Forderung „Deutsch!“, die man übertreiben kann: „Deutsch um jeden Preis!“ In diesem sozusagen handgreiflichen Mißbrauch schwelgte die naivere Zeit eines Philipp von Besen: Löschhorn für Nase, Lustine für Venus, Selbstand für Person, das klingt heute jedem lächerlich. Unauffälliger ist man darum jetzt an der Arbeit, die übertreibende Tendenz in das Anwendungsgebiet „dem Deutschen“ zu verlegen. Wozu lebt man denn in einem Polizeistaat, als daß man für solche staatserhaltende Begriffe wie den Deutschen „maßgebliche“ Bestimmungen hätte, durch die aller sophistischen Ausdeutung die Spitze abgebrochen wird!? Wer ein Deutscher ist, entscheidet ganz einfach das Personalpapier und damit punktum. Diese amtlich gestempelte Beweismacht ist allerdings unerschütterlich, nur beweist sie an unserem Falle vorbei; denn hier handelt es sich offenbar gar nicht darum, ob einer so ein Deutscher von Staats wegen „ist“, sondern ob er als solcher spricht oder schreibt. Wie aber, wenn er nicht „als solcher“ spricht oder schreibt, sondern sich sachlich äußert, d. h. wenn er eine Sache sprachlich niederlegt, deren eigenste Form gar nicht deutsch bedingt ist, weil hier die Form oder Methode überhaupt vor aller konkret sprachlichen Wiedergabe der Sache zugehört? Wenn er mit anderen Worten wissenschaftlich arbeitet? Dann hat für ihn das Programm der nationalen Sprachreinheit eben keinen Sinn mehr. Man sei sich doch darüber klar,

*) Schiller: Xenie 87.

daß es hier auf die formale Übereinstimmung von Sache und Ausdruck abgesehen ist: „Wer etwas, der Form nach Deutsches zu sagen hat, der rede deutsch!“ Weder die inhaltlich deutsche Sache ist gemeint: sonst dürfte kein Carlyle über Friedrich den Großen schreiben, noch die formal undeutsche Sache, wie die Wissenschaft. Wie unsinnig hier eine nationale Forderung ist, ergibt sich, wenn man ihr einmal die „formalen Wissenschaften“ unterwirft: es gibt wohl deutsche Arithmetiker oder deutsche Logiker, aber im Leben keine deutsche Arithmetik oder Logik.

Daß nichts gegen das wissenschaftliche Fremdwort spricht, glaube ich dagegen zu haben. Ein anderes ist es, seine Berechtigung positiv zu erweisen. Dazu gehört eine sorgfältige Untersuchung der Gründe, die für seine wissenschaftliche Anwendung wirksam sind. Gerade aus offenerer Verkennung dieser Motive entspringen die maßlosen Angriffe, die man heute gegen das Fremdwort in der Wissenschaftssprache zu richten beliebt*), allerdings ohne von Seiten der Wissenschaft sehr beachtet zu werden.

Es ist in der Tat auffallend, daß die wissenschaftliche Ausdrucksweise von jeher und allgemein mit so zäher Vorliebe an dem Fremdwort festhält. Diese Tatsache muß anerkannt werden. Es genügt nicht, wie es immer wieder geschieht, die „Fremdwörterei“ als den Auswuchs eines bornierten Wissensdünkels hinzustellen. Wir lehnen den Theaterprofessor als Beweisobjekt ab und verlangen eine Erklärung der Erscheinung, die ihrer realen Bedeutung gerecht wird. Es genügt auch nicht, sie nur historisch aus der Tradition einer Wissenschaft abzuleiten, die mit der Konservierung der alten Sprachen eine eigene Gelehrtensprache begründet hatte, weil die Lebenden noch zu jung und unausgebildet waren, um sogleich das reiche Erbe der klassischen Kultur anzutreten. Damit ist das Problem nur weiter zurückgeschoben. Denn die fertige Übernahme einer ganzen Sprache ohne auch nur den Versuch der Einschmelzung und ihre gesellschaftliche „Tot“-erhaltung durch ein rundes Jahrtausend bedeutet bereits eine Absage an die lebende Volkssprache, die über das Maß der realen Notwendigkeit hinausging**). Außerdem ist der Unterschied in der Bildsamkeit zwischen den alten und neuen Sprachen längst in sein Gegenteil umgeschlagen. Alle diese Erklärungen rühren nicht an die Wurzel des Problems. Wo ist nun diese zu suchen? Offenbar in der Psyche des Gelehrten, und zwar nicht als einer zeitlich oder subjektiv bedingten Einzelercheinung, sondern sofern sie objektiv an die Methodik einer jeden Wissenschaft gebunden ist, d. h. wir haben das Problem objektiv psychologisch zu erklären. Dazu erfordert es, den Weg zu verfolgen, auf dem der Gelehrte zur schriftlichen Fixierung seiner Ideen gelangt.

Zunächst werden wir dabei finden, daß diese nie restlos gelingt.

Was ist denn eine Idee? Wir können darüber nicht mehr als Bildliches sagen: als eine dunkle, psychische Regung taucht sie triebhaft aus den Tiefen

*) Vgl. E. Engel: Fremdwörterei. (Deutsche Tageszeitung vom 29. Mai 1910.)

***) Um 350 war z. B. die gotische Sprache schon imstande, die Bibel wiederzugeben.

des Unterbewußtseins auf. Schon sie erfährt eine mehr oder weniger gewaltsame Ummodelung, wenn sie in das volle Tageslicht des Bewußtseins geschoben, vor das innere Sehfeld der Aufmerksamkeit beschworen und endlich in das Prokustesbett der logischen Bearbeitung gezwängt wird, aus dem sie als bewußt erfasster, scharf umrissener Gedanke herauskommt. Diese Divergenz von Idee und Gedanke, wie ich die beiden Wörter hier gegensätzlich verstanden wissen will, erhellt schon daraus, daß besonders tiefe, denkfremde Ideen von Dichtern und Philosophen — es sei an Dantes „Göttliche Komödie“ erinnert — mit Vorliebe durch Bilder wiedergegeben werden. Solche, rein auf ihre Form gerichtete Intuition bewahrt den Ideen noch eher ihre ursprüngliche Einheit und Lebendigkeit, indem sie in Symbolen und vergleichsweise sich ihnen von außen zu nähern sucht. Sie vermittelt damit gleichsam nur eine Ahnung ihrer Wirkung, erzielt dafür aber Farbe und sinnliche Plastik des Ausdrucks, während der Gedanke wohl die Idee von innen heraus zu erfassen präntendiert, sie aber weder im Grunde erschöpfen noch sinnfällig machen kann. Jedoch ist auch die intuitive Ideenvermittlung nicht ganz frei von den Einflüssen des logischen Erkenntnismechanismus. Er behauptet sich mehr oder weniger überall, wo eine Idee vermittelt wird, und nicht zuletzt in dem Material der Sprache, die in der Art der in ihr ausdrückbaren Beziehungen nur ein getreues Spiegelbild der logischen Funktionen darstellt. Der erste Schritt in der Fixierung der einen, großen und gleichsam ungeborenen Idee ist also ihre sukzessive Gliederung in einzelne Gedanken, eine Gliederung, die sich zugleich mit allen Merkmalen einer Umformung vollzieht.

Darauf folgt als zweite Umformung der Ausdruck des Gedankens im Wort und zwar zunächst in der konkreten Form des gesprochenen Wortes, die ja auch geschichtlich die ursprüngliche und darum einfachste Wortform darstellt. Dieser Prozeß der Verlautbarung des Gedankens bedeutet in einem noch viel umfassenderen Sinne eine Umformung mit allen Willkürlichkeiten und Unvollkommenheiten einer solchen. „Die Menschen suchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen sie sich dann.“*) Erstens ist es schon quantitativ ausgeschlossen, für alle erdenklichen Dinge gesonderte Zeichen zu führen. Die Sprache, namentlich soweit sie dem täglichen Verkehr gewidmet ist, stellt daher eigentlich nichts anderes vor als ein Warenlager der gangbarsten Futterale, in die wir aus angeborenem Ordnungssinn die Dinge säuberlich nach „Nam' und Art“ verpacken. D. h. das Wort vernachlässigt grundsätzlich die Individualität der Erscheinungen. Wenn diese reale Vieldeutigkeit noch beachtlich sein kann, so enthüllt sich der problematische Charakter des Wortes erst ganz in seiner idealen Vieldeutigkeit. Denn das Wort ist qualitativ immer nur das Zeichen für einen Gedanken. Da also bei Worten, denen kein real aufzeigbares Objekt entspricht, die Zuordnung von Wort und Sinn nur im

*) Schiller an Lotte, 10. Februar 1790.

Denken vollzogen werden kann, bleibt die Rückbeutung auf den Gedanken nur zu oft der subjektiven Auffassung überlassen.

Als dritter und letzter Umformungsprozeß folgt endlich der Ausdruck des gesprochenen Wortes in einem Schriftzeichen. Auf den ersten Blick ist man wohl geneigt, eine solche Unterscheidung für eine akademische Spitzfindigkeit zu halten. Aber diese Umformung ist, wenn auch nicht so einschneidend wie die vorangegangene, doch in ihrer Bedeutung nicht zu übersehen. Allerdings ist das Schriftzeichen, wenn man so sagen darf, ex ante mit dem zugehörigen Lautwort identisch, aber es kann und wird meistens durch veränderte Wirkungsweise eine Sinnverschiebung ex post eintreten. Sie äußert sich darin, daß das gelesene Wort flüchtiger, formelhafter, blutloser bleibt als das gehörte. Damit ist nicht eigentlich von einem Bedeutungswechsel die Rede, da eine Umprägung des Wortes, um die es sich hier nur handelt, wohl eine Neu-, aber noch keine Anderswertung bedingt. An einer Sinnverschiebung können wir jedoch festhalten, insofern wir (im Gegensatz zur „Bedeutung“, als seines bloßen Inhaltes) unter dem „Sinn“ eines Wortes seinen totalen Eigenwert nach Inhalt und Form verstehen.

Die Erstarrung der lebendigen Idee ist hier in der Stufenfolge ihrer fortschreitenden Umformung auf dem äußersten Punkt angelangt. Da liegt sie nun, kunstvoll einbalsamiert zum immerwährenden, eigenen Gebrauch oder zu Nutz und Frommen einer schaulustigen Menge: sie ist „fixiert“; allerdings um denselben Preis wie der Schmetterling, der unter der Nadel des Entomologen seine letzten Zuckungen macht. Beide kann man nun getrost nach Hause tragen.

So geartet ist das Material, auf das sich der wissenschaftliche Schriftsteller angewiesen sieht. Demgegenüber steht seine Aufgabe in ihrer ganzen Strenge. Das Ziel jeder Wissenschaft ist objektive Wahrheit. Ohne uns hier auf die alte Pilatusfrage einzulassen, ist es zunächst zweifellos, daß die objektive Wahrheit nur auf dem Umwege der subjektiven zu gewinnen ist. Das Wahre ist ein Nebenerfolg des Wahrhaftigen. Bedeutet dies für den Gelehrten schon eine mit der Natur seiner Methode unlöslich verkettete Resignation, so liegt in der geschilderten Eigenart seines Materials die weitere Gefahr, daß sogar die ihm allein erreichbare subjektive Wahrheit in Frage gestellt ist. Angesichts der jedesmal von neuem drohenden Sinnverschiebung erhebt sich für ihn die kategorische Forderung, in der dreifachen Umformung der ausgesagten Wahrheit die willkürliche Aufeinanderfolge durch eine notwendige Aufeinanderfolge zu ersetzen. Um das zu erreichen muß er bei jedem der drei Prozesse die äußerste Klarheit walten lassen. Sie ergibt sich dabei für ihn als eine Umkehrung des Verhaltens, das der Laie ihnen gegenüber einnimmt. Wenn dieser, seine Ideen durch Vorurteil und Gewöhnung gedanklich vergewaltigend, bei dem ersten Prozeß die Willkür unbewußt und aktiv ausübt, läßt ihn der wissenschaftliche Schriftsteller sich passiv, tendenzlos in seinem Bewußtsein abspielen. Er zwingt sich zur Rolle des Zuschauers bei dem Vorgang, wie sich die Ge-

danken aus seiner Idee formen. Andererseits wird er die beiden folgenden Prozesse mit bewußter Aktivität selbst vollziehen, während sie der Laie passiv der Willkür überläßt, indem er auf die Fassung seiner Gedanken in Worten nicht eben viel Sorgfalt verwendet, da sie sich ihm ja „ganz von allein“ anbieten. Der Klarheit des Denkens also, die bei dem ersten Umformungsprozeß wissenschaftlich erfordert wird, hat beim zweiten und dritten die Klarheit des Ausdrucks zu entsprechen. Hier sei nun zunächst als grundlegende Bemerkung vorangeschickt, daß wissenschaftliche und populäre Klarheit des Ausdrucks sehr verschieden, ja in gewissem Sinne gegensätzlich sind. Dieser eigene Stil der Wissenschaft folgt nur ihrer stofflichen Besonderheit. Ihre Aufgabe, die Wahrheit, und nur diese, ans Licht zu bringen, bedeutet einmal für den wissenschaftlichen Schriftsteller die Verpflichtung, das, was er dafür erkannt hat, nun auch wahrhaftig, d. h. eindeutig und zutreffend in Worte zu fassen. Zweitens läßt ihm die subjektive Natur der Wahrheit für diese angestrebte Wirkung vorerst keinen anderen Gesichtspunkt zu, als daß sie für ihn erreicht sei. Die Wirkung auf einen anderen, der die mündliche oder schriftliche Fixierung in ihrer wesentlichen Bestimmung als Mitteilung sonst zunächst Rechnung zu tragen hat, kommt für ihn erst in zweiter Linie in Betracht. Auch bei einer schriftlichen Fixierung will er zunächst nichts als Klarheit vor sich selbst, er will sich selbst zu dem Ausdruck zwingen, der seinen Gedanken absolut gleichwertig ist, absolut wenigstens im Sinne der unendlichen Annäherung. Wie schwer das ist, davon macht sich der Laie keinen Begriff. Der wissenschaftliche Schriftsteller kämpft einen dauernden Kampf mit dem spröden Material der Sprache, das seine Gedanken nicht nur vor anderen sondern vor ihm selbst zu fälschen droht. Denn das Wortstieben, wie wir sahen, seinem Wesen nach nur ein Kleid, d. h. die Möglichkeit einer verborgenen Form. Ist dieser unselbständige Charakter einmal bis zur vieldeutigen Gestaltlosigkeit gediehen, so bleibt das Wort immer bereit, auch demjenigen, der es erst für seinen Gedanken setzte, einen Sinn unterzuschieben, der nicht gemeint war. Im Verlaufe seiner Untersuchung sieht er sich dann auf einmal vor Konsequenzen, die wohl aus seinen Worten hervorgehen, nicht aber ursprünglich in seinen Gedanken, geschweige denn seinen Ideen enthalten sind. „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.“ Es ist darum nur ein Gebot der Selbsterhaltung, wenn der Gelehrte jede sonst übliche Stilrückficht opfert zugunsten einer streng sachlichen Eindeutigkeit und wenn er, um diese zu entscheiden, kein anderes Forum anerkennt, als seine Selbstverantwortung. Diese Forderung in ihrer doppelten, subjektiv-objektiven Bedingtheit, verleiht dem wissenschaftlichen Stil sein Gepräge: ihr entspringt der ästhetisch ungefüge, rein logisch orientierte Aufbau mit seiner pedantischen Schachtelung in endlose Abhängigkeiten, die vorsichtige Beschreibung oder auch Umschreibung eines Wortes, seine Zergliederung bis in die letzten abstrakten Elemente oder seine allseitige Erleuchtung durch entlegene Vergleiche und Antithesen, alles Eigentümlichkeiten, die der Laie als die sprichwörtliche „schriftliche

Geschwätzigkeit des Gelehrten“ brandmarkt. In Wahrheit ist es das Gegenteil. Der Gelehrte sagt lieber zu wenig als zu viel. Er legt sich fortwährend die äußerste Beschränkung auf dessen, was er sagt, kann dies aber nur auf Kosten der reichsten Verschwendung dessen, wie er es sagt. Alle seine Zusätze sind eigentlich Begläube, welche die bei jedem Wort üppig ausschließenden Mißverständnisse beschneiden sollen, welche die vielverzweigten und auseinanderlaufenden Bächlein der Bedeutungen in den einen einzigen Strom des Sinnes zurückerleiten sollen. Solche straffe und unbeirrte Gedankenführung nötigt ihn auch, um Wiederholungen nach Möglichkeit zu vermeiden, zum äußersten Ausbau der Periode, die dem Laien besonders verhaßt ist. Im Interesse der Einheitlichkeit des Gedankens zwingt sie nämlich den Leser, will er den Faden nicht verlieren, zu gespanntester Aufmerksamkeit auf den durchgehenden Gedankenzug, verriegelt ihm nacheinander alle Hinterpförtchen, durch die seine schweifenden Hintergedanken auf die blumigen Wiesen der eigenen, phantastischen Nebenvorstellungen entchlüpfen könnten, und gönnt ihm nicht eher einen Ruhepunkt, als bis wenigstens dieser eine, den ganzen Satz beherrschende Gedanke folgerichtig zu Ende gedacht ist. Wie unvollkommen trotzdem in den so sukzessiv vorgebrachten, einzelnen Gedankenzügen die ursprüngliche Einheit der wiederum in ihnen wirksamen, allgemeinen Idee zum Ausdruck kommt, davon gibt sich auch Schopenhauer Rechenschaft in der sehr lesenswerten Vorrede zur ersten Auflage seines Werkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, wenn er sagt: „Was durch dasselbe mitgeteilt werden soll, ist ein einziger Gedanke.“*) Dennoch konnte ich keinen kürzeren Weg, ihn mitzuteilen, finden als dieses ganze Buch. Ein einziger Gedanke muß die vollkommenste Einheit bewahren. Läßt er dennoch, zum Behufe seiner Mitteilung, sich in Teile zerlegen, so muß doch wieder der Zusammenhang dieser Teile ein organischer, d. h. ein solcher sein, wo jeder Teil ebenso sehr das Ganze erhält, als er vom Ganzen gehalten wird, und auch der kleinste Teil nicht völlig verstanden werden kann, ohne daß schon das Ganze vorher verstanden sei. Ein Buch muß inzwischen eine erste und eine letzte Zeile haben: folglich werden Form und Stoff hier im Widerspruch stehen.“

So ist es nur Hingabe an die Sache, ein Durchdrungensein von der Unzulänglichkeit seiner Ausdrucksmittel, wenn der Gelehrte sich seinen eigenen Stil schafft, der ihm die höchst erreichbare Klarheit verwirklicht. Ebenso wie dieser Stil dem Laien inhaltlich verworren und formal nüchtern erscheint, wimmeln dem Gelehrten gerade die nach gangbarer Ansicht deutlich und verständlich geschriebenen Bücher von Unklarheiten, weil in ihnen die vieldeutigsten Worte und die komplexesten Begriffe mit einer Miene vorgetragen werden, als handle es sich um die einfachste Sache von der Welt, die gar keiner Erklärung bedürfe. Er verzichtet grundsätzlich auf die Deutlichkeit, um die Eindeutigkeit zu gewinnen.

*) In meiner Terminologie: Idee.

In der besonderen Anwendung auf den zweiten Umformungsprozeß des Gedankens in das Wort besteht die wissenschaftliche Klarheit darin, daß der Gedanke unverfälscht in seiner lautlichen Bezeichnung stecke, ohne daß ihm diese etwas Fremdes hinzutue oder ein Eigenes verklümmere. In dem Ringen danach bieten sich nun die Fremdwörter als sehr wertvolle Bundesgenossen an.

Schon äußerlich bedeuten sie durch die numerische Bereicherung der Sprache eine Vermehrung der Ausdrucksmöglichkeiten. Gerade mit ihrer Hilfe lassen sich Spielarten der im deutschen Wort enthaltenen allgemeinen Bedeutung sprachlich fixieren, die bisher in dieser latent schlummerten und darum nicht zu fassen waren. Es vollzieht sich so der Prozeß der Erweiterung des Sprachschazes im Sinne einer fortschreitenden Differenzierung der Bedeutungen. „Die Sprache um ein Wort ärmer machen,“ sagt Schopenhauer*), „heißt das Denken der Nation um einen Begriff ärmer machen.“ Man muß allerdings nicht mit E. Engel**) meinen, jedes existierende oder neu erfundene Fremdwort bestehe als ein zweites Zeichen für denselben Sinn, wie ihn ein deutsches Wort bereits zureichend ausdrückt, und könne beliebig mit ihm ausgetauscht werden. „Distinguo“ ist die Devise des Gelehrten. Zunächst halten die schon erwähnten Lücken seines Reallexikons ständig das Bedürfnis nach neuen Namen wach. Wissenschaftlich noch wichtiger ist natürlich die namentliche Spaltung von Bedeutungen, deren Divergenz nicht auf real trennbare Objekte zurückführt, sondern nur der engeren Auslegung eines abstrakten Begriffs dient, den ein reiferes Bewußtsein als zusammengesetzt empfindet. Denn die Terminologie ist der Zentralbahnhof der Wissenschaft, der das Schicksal seines realen Gegenstückes teilt, daß er sich ständig als zu klein erweist. Es liegt in der wissenschaftlich rohen Vergangenheit der Volkssprache, daß sie nur die Hauptlinien angelegt hat, die ein wachsendes Bedürfnis Gleis um Gleis ausbauen muß. In demselben Maße wie dieser Begriffsschematismus immer feinere Spitzen treibt, werden nun die Ausdrücke einer primitiveren Denkweise wissenschaftlich vieldeutig. Aber nicht nur quantitativ umspannen sie einen weiten Spielraum wichtiger Unterbegriffe, auch qualitativ erkennt eine strengere Auffassung von der Objektivität der Wissenschaft in ihrer Bedeutung Elemente, die diesem objektiven Charakter widersprechen. Das Wort Kunst z. B. ist für uns weniger ein Begriff, der im Denken seinen Unterbegriffen übergeordnet ist, als ein Inbegriff, der seinen realen Erscheinungen als praktischer Imperativ gegenübersteht. Wenn also hier in die quantitative Ableitung des Gedachten ein qualitativer Gegensatz des Existenten hineingetragen erscheint, so ist die Wissenschaft, die nur logisch quantitative Unterschiede kennt, in diesem Wort, wenn nicht beseitigt, so doch gehemmt.

Damit berühren wir bereits die zweite Forderung des wissenschaftlichen Stils; dem quantitativ Eindeutigen muß sich das qualitativ Reindeutige ver-

*) „Die Welt als Wille und Vorstellung“, Buch I, Kap. 12. Vgl. auch „Parerga und Paralipomena“, Bd. II § 291 und 308.

**) a. a. O.

binden oder, was dasselbe heißt, die eine Bedeutung in sich soll qualitätslos sein. Indem wir nun diese Qualitätslosigkeit allen Umgangswörtern wesentlich aberkennen, gelangen wir erst zu dem entscheidenden Punkt unserer Ausführungen: der qualitativen Überlegenheit des Fremdwords. Solange es die Sprache nur erweitert, konnte es noch ein notwendiges Übel sein. Es war nicht einzusehen, warum nicht ein deutsches Wort ebensogut dafür eintreten sollte, möglichst sachlich auf seine Bestimmung zugeschnitten*) und ihr durch Über-einkunft**) verbunden. Daß das Fremdwort die wissenschaftliche Sprache verbessert, muß erst eine Anwendung zeigen, wo nicht eine quantitative, sondern eine qualitative Abspaltung der neuen Bedeutung in Frage kommt, d. h. wo ein Neuwort, wie z. B. das von Engel beanstandete Egoität, nicht neben, sondern statt eines Umgangswortes wie Egoismus tritt. Was ist nun dabei der Gewinn für den Erfinder? Er arbeitet reinlich. Ich meine, er macht mit der sprachlichen Neuschöpfung des Begriffs, den er behandeln will, reinen Tisch für den Aufbau seines Gedankengebäudes; es klebt an seinem Material nicht der Schweiß der von Hand zu Hand gehenden Scheidemünze mit der Ansteckungsgefahr durch Bazillenübertragung. Und diese Gefahr ist mehr als das Phantom einer übertriebenen Angstlichkeit. Es liegt eine kluge Beobachtung in dem Distichon von „der gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt.“ Nur daß dasselbe, was hier dichterisch noch keinen Wert entscheidet, wissenschaftlich bereits eine entscheidende Wertlosigkeit bedeutet. Die Wörter führen in der Tat ein Eigenleben. Sie, die den Gedanken einsargen sollen, daß er dem ewigen Fluß alles Lebendigen entrückt sei, entwickeln plötzlich in unserem Kopfe eine unheimliche Beweglichkeit und nehmen den Gedanken mit auf ihren eigenwilligen Wegen.

Wie das? Infolge seiner wechselnden Einstellung auf den bunten Hintergrund des Lebens wird das Wort in dem Laienverstande, der nicht begrifflich scheidet, sondern phantastisch kombiniert, mit Assoziationen gesättigt, d. h. sein Gedankengehalt wird mit Vorstellungen unlöslich verbunden, die ihm scheinbar denotwendig anhängen. Indem diese je nach Bildungsgang, Alter usw. verschiedenen Assoziationen dem, der ein solches Wort verwendet, im Augenblick durch den Kopf gehen, drängen sie ihn um so mehr von dem reinen Wortsinne ab, je populärer sie gebildet sind, d. h. je weniger sie mit dem Gedankeninhalt in einem logischen Zusammenhang stehen. Denn wenn sie auch zunächst nur seine mögliche, psychologische Folge sind, so werden sie doch allmählich in der spontanen Auffassung des Wortes zur Hauptsache erhoben vermöge der wesentlich dichterischen Natur des naiven Bewußtseins, das seine schmückende Tendenz mit Vorliebe dem Nebensächlichen zuwendet. Es ist dieselbe Gefahr, der Schopen-

*) Wie sehr die formale Bildung dieser „deutschen“ Wörter dabei von dem klassischen Vorgang der Fremdwörter abhängig bleibt, darauf macht aufmerksam Paul Cauer in seiner „Grammatica militans“ S. 14.

**) Über die sich dabei ergebenden Schwierigkeiten vgl. jedoch S. 67, Anmerkung.

hauer in seiner schon erwähnten Vorrede folgendermaßen Ausdruck verleiht: „Es (nämlich „Faßlichkeit und Deutlichkeit“) könnte sogar in gewissem Grade gelungen sein, wenn nicht der Leser, was sehr natürlich ist, nicht bloß an das jedesmal Gesagte, sondern auch an die möglichen Folgerungen daraus dächte“, wodurch „viele anticipierte und imaginäre Widersprüche“ entstehen, „sodasß als Mißbilligung sich darstellen muß, was noch bloßes Mißverstehen ist“. Der enge Kreis des bürgerlichen Denkens, in dem sich der sogenannte „gesunde Menschenverstand“ erschöpft, stellt sich nämlich bildlich als ein vielverschlungenes Netz von Gedankenbahnen dar, die sich, je öfter sie befahren werden, um so tiefer und unverrückbarer in das Gehirn engraben. Gerät daher ein Wort, das auf mehreren Rädern der Bedeutung hin- und herschwankt, mit irgendeinem Rad in so ein durch tägliche Gewohnheit ausgefahrenes Geleise, so ist in der Regel kein Halten mehr, es rollt und rollt weiter in der bequemen Bahn, bis es gründlich im Labyrinth der bürgerlich-banalen Konfusion festgefahren ist. Nun soll aber der wissenschaftlich brauchbare Gedanke eine neue, mindestens unabhängige Gehirnfurche ziehen. Solche Unabhängigkeit kann deshalb nur ein seltenes Wort bewahren, das mit einer ausgesprochenen Eigenrichtung fährt. Gerade bei dem Wort Egoismus sieht man so ein ausgefahrenes Geleise, dem die Umgangswörter verfallen. Gemäß der herrschenden Note der Lust-Unlustgefühle für den naiven, sozusagen animalischen Willen unterscheidet der Laie überall und zuerst nach gut oder schlecht, worunter er bald die Nützlichkeits-, bald die moralische Alternative, meist ohne deutliche Trennung der beiden, versteht. „Und was die Einbildung phantastisch schleppt in diesen dunklen Namen, dasbürdet sie den Sachen auf und Wesen.“ Im Verlaufe seiner Einreihung in die Umgangssprache erfuhr daher Egoismus, der, wie jeder wissenschaftliche Terminus, ursprünglich auch in seiner moralischen Anwendung jenseits von wert—unwert*) aufgefaßt wurde, eine Sinnverschiebung, die in der Richtung von Selbstigkeit auf Selbstsucht liegt. So hört fast überall das geschärfte Ohr des Gelehrten den leise miterschwingenden Unterton eines selbstverständlich eingeschlossenen Werturteils. Man kann es ihm darum nicht verdenken, wenn er, der notwendig anaxiotisch sich ausdrücken muß, Wörter bevorzugt, die diesem Einfluß entzogen sind und deshalb eine objektivere Fassung der Bedeutung gestatten, gereinigt von den Schlacken des Alltags und seinem ichsetzenden Interessenstandpunkt. Daraus, daß auch „Egoismus“ für die wissenschaftliche Sprache nicht mehr taugt, erkennt man, wie wenig dafür der Gegensatz von Fremdwort und Mutterwort maßgeblich ist, sondern allein der Gegensatz von Feiertags- und Alltagswort, so daß Engel, jedoch in einem ganz anderen Sinne, als er meint, recht behält, wenn er die Vermeidung des Wortes Egoismus darauf zurückführt, daß „es auch von Nichtprofessoren sehr oft angewandt wird“.

*) Diesen Begriff erlaube ich mir mit „anaxiotisch“ auszudrücken, da es in der geschilderten Eigenart der Volkssprache liegt, daß sie ihn, ebenso wie sie ihn praktisch nicht kennt, theoretisch nicht bezeichnen kann.

Der Nachdruck ist eben weniger auf die Nichtprofessoren als auf das „sehr oft“ zu legen. In der Regel wird Fremdwort und Feiertagswort jedoch zusammenfallen, so daß ich im folgenden schlechthin vom Fremdwort reden werde, den Leser aber sich gegenwärtig zu halten bitte, daß ich immer den stillen Vorbehalt seines feiertäglichen Charakters mache.

Könnte da nicht denselben Dienst ein ungewöhnliches deutsches Wort leisten, das noch keine Gelegenheit hatte, im Verkehr die Bazillen der populären Ideenanknüpfungen aufzusammeln, also im vorliegenden Falle etwa das von Engel vorgeschlagene: *Jch-sinn**)? Wenn nun aber einmal von Eitelkeit die Rede ist, so muß ich doch sagen, *Jch-sinn* klingt mir mindestens ebenso affektiert wie Egoität. Wenn dies das eitle Selbstlob enthalten soll: „Seht, was für ein gescheiter Kerl muß ich sein, daß ich auf lateinisch neue Wörter entdecke“, so liegt in jenem neben derselben Erfindereitelkeit noch die stille Bosheit des Aufklärungshelden: „Seht mich an: ich breche mit allen Vorurteilen und schneide ab alle Köpfe der Schulgelehrten.“ Aber, wie gesagt, dieser ganze Gesichtspunkt ist sehr kindlich.

Davon also abgesehen, unterliegt aber das deutsche Neuwort dem zureichenden sachlichen Einwand, daß es durch seinen Anklang an bekannte Wortstämme einer nachträglichen populären Assoziation immer geneigt bleibt.

Stellen wir von diesem Gesichtspunkt aus einmal *Jch-sinn* und Egoität gegenüber. Was ist da *Jch-sinn*? *Jch-sinn*: also der auf mein *Jch* gerichtete Sinn. Was ist Egoität? Ego-itas: also die Summe derjenigen Beziehungen, die sich in „ego“ denken lassen. Und was ist ego? Ist ego = ich? Ja und nein. Es ist nicht = ich, sofern wir es, wie oben bei *Jch-sinn*, mit „mein *Jch*“ interpretieren; es ist = ich, sofern wir darunter das *Jch* schlechthin verstehen. Diese Aseitigkeit, d. h. Schlechthinigkeit des Sinnes, eignet allein einem Wort, das lebens„fremd“ geblieben ist. Si duo faciunt idem, non est idem. Das gilt besonders auch in der Sprache. Wie kam ich aber oben bei Zerlegung des Wortes *Jch-sinn* dazu, „ich“ mit „mein *Jch*“ zu identifizieren? Es war nichts als der blitzschnelle, reflexartige Niederschlag dessen, woran ich denke, sobald ich das Wort *Jch-sinn* nach seinem Gedankengehalt erfassen will. Denn das Wort „ich“ wird täglich unzählige Male ausschließlich gehört oder gesprochen als das Subjekt derjenigen Sätze, die von einer nur durch den Gebrauch des bürgerlichen Lebens praktisch erforderten und wesentlich durch ihre äußerlichen und zufälligen Beziehungen zu diesem praktischen Leben qualifizierten sogenannten „Person“ ausgehen. So ist der Begriff „*Jch*“, als der selbstverständliche Brennpunkt dieser Beziehungen, für alle Sätze der Profansprache zum eingestandenen oder stillschweigenden Subjekt geworden. Das macht eben die Alltagssprache wissenschaftlich verdächtig, daß sie auf das Subjekt ihrer Sätze, indem dieses direkt oder indirekt immer in das persönliche Element einmündet, von selbst dessen praktisches Interesse überträgt. Demgegenüber ist in dem wissenschaftlichen

*) a. a. O.

Satz das Subjekt und damit der Schwerpunkt des Interesses der Sache eingeräumt. Indem sich also hier das „Ich“ in die objektive Sachausfrage zurückgezogen hat als die bloße Form, die dem toten Inhalt des Sachsubjekts gegeben sein muß, wird in diesem Sinne die Objektivität zum Kennzeichen der Wissenschaft, derselben Wissenschaft, als deren Aufgabe wir die subjektive Wahrheit bezeichnen. Es ist eben damit nur ausgesprochen, daß ebenso, wie das Interesse der Kunst nur der Form gilt, die im Stoff realisiert wird, so das der Wissenschaft nur dem Objekt gilt, das im Subjekt realisiert wird. Der Laie, der daraus ewig nur das Paradoxe hört, sollte es sich darum siebenmal siebenmal überlegen, bevor er über Kunst oder Wissenschaft zu urteilen unternimmt. So ruft Schiller „einem Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete“, die Warnung zu:

„Bist du bereitet und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegenzugehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?“

In diesem großartig entworfenen Bilde der Wissenschaft und ihrer besonderen Anforderungen liegt für unser Thema die Anerkennung der Tatsache, daß die Wissenschaft eine eigene Sphäre hat, die von der des täglichen Lebens sehr verschieden, und daß eine Vermengung dieser Sphären für den Laien die stete Gefahr bildet. Es ist darum nur konsequent und sozusagen stilvoll gehandelt, wenn das Fremdwort die Sphäre dieses Profanlebens von der Wissenschaft ebenso inhaltlich fernhält, wie dies äußerlich schon durch den bei wissenschaftlichen Werken üblichen lateinischen Druck geschieht. Der Hauch der Jungfräulichkeit, der über das Fremdwort gebreitet liegt, steht nicht nur der Wissenschaft moralisch und ästhetisch an, sondern fördert sie auch indirekt in dem Eingehen auf ihre wesentlich irrealen Natur.

Dieses Moment wird uns besonders eindringlich, wenn es sich um die letzten Fragen der Wissenschaft, um „Wahrheiten“ handelt. Es liegt hier in der jahrhundertlangen, wissenschaftlichen Tradition des Fremdworts, daß es, als Aussage einer Wahrheit diese schlicht, d. h. mit dem ohne weiteres eingeschlossenen Vorbehalte ihrer relativen Geltung vorträgt, während die Wörter der Umgangssprache mit dem lauten Anspruch auf apodiktische Gewißheit auftreten. Welche Verwirrung haben da nicht schon in Laienköpfen Wörter wie „Gesetz“ hervorgerufen. Wissenschaftlich ist es nichts als eine Regel des Verstandes selbst, auf ein Tatsachengebiet angewendet, um das gemeinsame Wesen dieser Tatsachen auf den knappsten logischen Ausdruck zu bringen. Nun bleibt aber ebenso inhaltlich das gemeinsame „Wesen“ der Tatsachen an den jeweiligen Stand der Erfahrung gebunden, wie formal das Bedürfnis nach einer wesentlichen Gemeinsamkeit nur im Denken besteht. Die Realität der Erscheinung ist

damit also nicht bewiesen, geschweige denn erklärt. Demgegenüber hat aber Gesetz, nach populärem Sprachgebrauch mit Befehl und Realgewalt affoziiert, die selbstverständliche Bedeutung eines Zwanges, der innerlich oder äußerlich der realen Tatsache selbst auferlegt ist. Aus diesem Mißverständnis folgt dann der beliebte, haltlose Hohn über die „ewigen“ Naturgesetze der superklugen Herren Gelehrten, und den fragwürdigen Wert ihrer ganzen mühselig gewonnenen Ergebnisse überhaupt, die jeden Tag von einer neuen „Tatsache“ über den Haufen gerannt und ad acta der Geschichte des menschlichen Irrtums gelegt werden können. Es ist eben den Menschen, die scheinbar so „bescheiden“ über die Unzulänglichkeit unserer Erkenntnis die Augen verdrehen, eine bare Unmöglichkeit, daraus die Konsequenz zu ziehen und sich mit der Entwicklungsfähigkeit der notwendig relativen Wahrheit und ihrer subjektiven Geltung nun wirklich zu „bescheiden“. Sie vermögen nicht, einen Gedanken auf die Dauer in der Schwebelassen auf dem Indifferenzpunkt derjenigen Beziehungslinien, bei denen sie sich ihrer robusten, derb zupackenden Natur nach sofort für die Plus- oder Minusseite entscheiden zu müssen glauben. Und zu den Beziehungslinien gehört gerade bei denen, die so gern ein wenig den Gelehrten spielen wollen, zu allererst die wissenschaftlich gar nicht existierende Linie der Wahrheit oder Falschheit, wohlverstanden der absoluten Wahrheit oder Falschheit, womit zugleich über dem Gedanken in der Wert-Unwertlinie mit naiver Selbstverständlichkeit der Stab gebrochen wird. Gegenüber dem Umgangswort, das, beständig diesen Ausflüssen ausgesetzt, die Plus-Minustendenz stillschweigend angenommen hat, behauptet das Fremdwort ungezwungen und überall die unabhängige, leidenschaftslose Sachlichkeit einer vox media. Es ist das „mystische Wort“, von dem Schiller sagt*), daß es „den heiligen Sinn hütet“. Darin liegt ein doppelter Anspruch eingeschlossen. Eine Überlieferung durch das Wort soll sein, die zeitlos über dem Wandel des Lebens steht, dann aber auch ein Überliefertes in dem Wort, das, weil es von Anbeginn einen gleichgestimmten Inhalt trägt, zum natürlichen Ausgangspunkt einer solchen Überlieferung werden konnte. Nur auf einem artverwandten Stamme gedeiht das veredelte Reis einer subtilen, wissenschaftlichen Kultur. Es ist darum mehr als Pietät, wenn die Wissenschaft allgemein und nicht nur bei den „ohne sprachliches Ehrgefühl“**) ausgestatteten Deutschen als Grundlagen ihrer Terminologie Fremdwörter lateinischer und griechischer Kreszenz verwendet, die nicht nur einer „toten“, „aus der Zeitflut weggerissenen“ Sprache angehören, sondern noch dazu in beiden Fällen einer Sprache, die im Verlaufe der Geschichte des Ringens nach dem wissenschaftlichen Ausdruck bahnbrechend und auch für heute noch vorbildlich gewirkt hat***).

*) „Das Genie“.

**) Engel, a. a. O.

***) Diese traditionelle Verehrung des Fremdwortes vertritt auch Schopenhauer in dem schon zitierten zwölften Kapitel des ersten Buches seiner „W. a. W. u. W.“. Wenn seine Thesen

Während die Rechtfertigung des Fremdwortes, die im Vorstehenden aus den eigentümlichen Verhältnissen des zweiten Umformungsprozesses entwickelt wurde, auch von einsichtsvollen „Alldeutschen“ im großen und ganzen anerkannt wird, entgehen andererseits gewöhnlich der öffentlichen Aufmerksamkeit völlig die Dienste, die das Fremdwort bei dem dritten Umformungsprozeß des Wortes in sein Schriftzeichen zu leisten berufen scheint. Hier gilt die Gefahr der Sinnverschiebung offenbar nicht mehr für den Schriftsteller selbst, der, bevor er das Schriftzeichen für das Wort setzte, erst das Wort haben mußte und dieses unwillkürlich, indem er es ganz gedanklich erfüllte, in der ursprünglichen Form des gesprochenen Wortes erfaßte. Ihm also steht das Schriftzeichen unmittelbar für das Wort. Aber nicht so dem Leser. Er ist nicht nur zunächst zur Erfassung des Gedankens auf das Schriftzeichen angewiesen, sondern er läßt sich auch bei der modernen Zeitteuerung meist ausschließlich an diesem Mit-den-Augen-lesen genügen, ohne sich den lautlichen Charakter der Wörter zu vergegenwärtigen und damit zu deren eigensten Sinn vorzudringen. Durch diese Überspringung eines der Anlage nach geforderten Mittelgliedbes setzt er sich der Gefahr aus, von der Bedeutung des Gelesenen einen anderen Eindruck davonzutragen, als der Schriftsteller bei der Niederschrift beabsichtigte. Es ist also hier der Punkt, wo der wissenschaftliche Schriftsteller bei der Fixierung seiner Ideen über die, wie gesagt, ihm hauptsächlich und zunächst auferlegte Forderung, die Klarheit des Ausdrucks für sich zu erreichen, hinausgehen und dieselbe Wirkung auch bei dem Leser zu erreichen versuchen muß, wenn anders ihm überhaupt daran gelegen ist, seine Ideen unter die Leute zu bringen. Dazu muß er sich in erster Linie klar werden darüber, was dem geschriebenen Wort die eigentümliche Wirkung des „Formelhaften“ verleiht, wie wir sie bereits bei Gelegenheit der Beschreibung des dritten Prozesses definierten. Er wird dabei wieder auf die Erscheinung stoßen, daß sie eine Errungenschaft, oder vielmehr ein Verlust ist, der in der Folge der allzu häufigen Benutzung des

auch ohne Begründung und tieferen Zusammenhang bleiben, so zeigen sie doch mit unseren Ausführungen teilweise eine bemerkenswerte Übereinstimmung. Während er z. B. die Verdeutschungen ablehnt, weil sie „sich von der übrigen Sprache nicht scharf absondernde Worte“ sind, rühmt er „den Vorzug, daß die lateinischen und griechischen Fremdwörter den wissenschaftlichen Begriff als einen solchen stempeln und ihn aussondern aus den Worten des gemeinen Verkehrs und den diesen anklebenden Ideenassoziationen“.

Außerdem und zwar hauptsächlich gibt er aber praktische Gründe für die Beibehaltung der Fremdwörter, von denen wir in unserer theoretischen Untersuchung absehen mußten. Er führt da besonders drei solcher Gründe an:

1. die Erleichterung des Verkehrs der internationalen Wissenschaft durch eine einheitliche Terminologie;
2. die Katopphonie der Verdeutschungen, die sich schlecht einprägen;
3. der Zwang, die alten Sprachen zu erlernen, deren Geist er den „Nordstern für jedes litterarische Streben“ nennt.

Über den Nutzen der Erlernung fremder Sprachen überhaupt vgl. auch „Parerga und Paralipomena“, § 309.

Wortes eintritt. Es ist nicht zu leugnen: die Wörter nutzen sich ab. Sie sind auch darin wie die Münzen, die von Hand zu Hand gehen. Sie verlieren dabei allmählich ihr ursprünglich scharfes Gepräge, ihr Bild verwischt sich mehr und mehr, bis sie zuletzt bloß noch auf dem Wege gedankenloser Gewöhnung als das gelten, was sie unmittelbar aus sich selbst vorstellen sollten. Hatten wir bisher den Bulgarisationsprozeß als einen solchen kennen gelernt, der die davon betroffenen Wörter inhaltlich erweiterte, so tritt er uns hier als ein Zerstörer ihrer formalen Werte entgegen. Der formale Wert eines Wortes besteht nun darin, daß es schlagkräftig wirkt, daß es den in ihm enthaltenen Gedanken zwingend und lebhaft ausdrückt. Erreicht es das durch das Mittel direkter sinnlicher Vorstellbarkeit, so daß wir den Gedanken mit Händen zu greifen meinen, dann sagen wir wohl auch noch: das Wort ist sinnfällig. Ursprünglich ist nun jedes Wort, wie wir annehmen können, seinem lautlichen Charakter nach schlagkräftig gewesen. Aber mit zunehmender Entfernung von seinem Ursprung ist durch sprachliche Wandlungsprozesse die Mehrzahl dieser lebendigen Beziehungen für uns Spätgeborene verloren gegangen. Trotzdem besitzt noch ein großer Teil unseres Wortschatzes der Anlage nach schlagkräftige Wirkung. Abgesehen von den reinen und abgeleiteten onomatopoetischen Wörtern, in deren lautlichem Charakter sich auch für uns noch die Bedeutung mit elementarer Gewalt offenbart, tritt ihre schlagkräftige Wirkung aber erst in die Erscheinung, wenn wir nachdrücklich den eigentlichen, anschaulichen Sinn aufspüren. Dazu wird aber eine Selbstbesinnung erfordert, die beim Lesen unmöglich ist. Hier tritt immer das flüchtige Erfassen des allgemeinen Wortsinns an die Stelle des sinnlichen Nach- und Mitempfindens seines lautlichen Eigenwertes. Psychologisch erklärt sich das aus der fortschreitenden Mechanisierung psychischer Vorgänge, deren ursprünglich willkürlicher Bollzug durch Übung allmählich so sehr der Kontrolle des Bewußtseins entzogen wird, daß sie zuletzt reflexartig auftreten. Wie durch Ziehen der Kubikwurzel aus einer dreidimensionalen eine lineare Größe gewonnen wird, so erleidet das Lautwort eine gleiche Entkörperung, wenn generationenlange Gewöhnung aus ihm die bloße Sinnformel gezogen hat.

In wie großem Umfange dieser Prozeß unter unseren Umgangswörtern eingetreten ist, davon geben wir uns selten Rechenschaft. Im einzelnen erfolgt er gewöhnlich in der Richtung, daß er den aktiven, konkreten Lautsinn mehr und mehr zu einem passiven und abstrakten Zeichensinn macht. Wir empfinden in dem Wort nicht mehr frisch und unmittelbar das innere Sichauswirken des Vorgestellten, sondern wir begnügen uns mit einem mittelbaren, äußerlichen Erfassen der Vorstellung nach ihrem hauptsächlichsten Gedankengehalt. Es ist das Skelett stehen geblieben statt des früher lebensfrohen Organismus. Zum Beispiel wer empfindet noch in der „Ansicht“ eine Blickrichtung, in der „Gerechtigkeit“ ein Lotrecht-gerichtet-sein, in dem „Besetzen“ die ganze massive Wucht der Deponierung eines zum Sitzen bestimmten Körperteils? Wer sieht heute

das Wort „wirklich“ anders als eine flüchtig aufblitzende Gedankenbahn, die sich etwa in der Richtung von „existierend“ über „tatsächlich“, „echt“ auf „wahr“*) bewegt und von jeder Station, über die sie hingleitet, ein neues, unruhiges Licht empfängt? Aber der „wirkliche“ Sinn des Wortes, der auf „wirken“ zurückgeht und zu der abstrakten Bedeutung, auf die wir ihn reduziert haben, den starken, konkreten Zug des „Wirksamen“ fügt, dieser ist fogut wie untergegangen. So konnte ich nicht an die Stelle des „formelhaft“ oben das seinem Lautsinne nach viel zutreffendere „unwirklich“ setzen, da es seine Schlagkraft, zumal beim Lesen, nicht bewährt hätte. Beim mündlichen Vortrag des Wortes könnte man noch eher durch langsame, ausdrucksvolle Betonung der Stammsilbe die Aufmerksamkeit auf das Wort lenken und den Hörer, den das bei einem so geläufigen Wort befremden müßte, veranlassen, seinem innersten Sinne nachzuspüren. So ein „befremdendes“ Moment, das also erst die Schlagkraft auslöst, ist uns nun in dem „Fremd“wort automatisch wirksam gegeben. Schon äußerlich durch sein fremdartiges Gebaren leistet es dem Leser, der überall nur die Sinnwurzel zu ziehen sucht, einen gewissen, natürlichen Widerstand. Es trägt gleichsam eine offene Warnungstafel: „Achtung! Hier wird scharf geschossen!“ Unwillkürlich zwingt es dadurch den Leser zu einem kurzen Halt; er stutzt, er überseht es blitzschnell zurück, wenn es zusammengesetzt ist, stückweise zurück in seine buchstäbliche Bedeutung und erschöpft damit an der Quelle des ursprünglichen Klangbildes die formale Bewegtheit seines Eigenlebens. Natürlich vollzieht sich dieser Rückübertragungsprozeß nicht mit der bewußt gegenüberstellenden Trägheit der schulmäßigen Übersetzung, die erst aus dem fremden Ausdruck den internationalen, vörsprachlichen Sinn und aus diesem den deutschen Ausdruck entwickelt, sondern bei intimer Kenntnis der fremden Sprache**) besteht er allein aus dem spontanen und plastisch scharfen Erfassen des internationalen Sinnes. Es haftet dem Wort darum in der schließlichen Wirkung nur noch das Schlagkräftige an ohne den Eindruck, daß das Nachspüren danach hier auf Umwegen ging. Immerhin trägt der Übertragungsprozeß aber wesentlich so sehr das Gepräge des Logischen, der mittelbar konstruierten Anschauung, daß der dadurch gewonnene, wie wir ihn nannten: internationale Sinn sich zu dem unmittelbar

*) Wenn diese Worte auch den Anschein erwecken, als zielten sie auf eine inhaltliche Abwandlung des Wortes, so ist doch eine solche damit nicht gemeint. Es scheint unmöglich, eine Formänderung anders zu beschreiben als symbolisch, d. h. indem man sie an dem gleichzeitigen Wechsel eines irgendwie qualifizierten Inhalts deutlich macht.

**) Diese intime Kenntnis der Sprache, aus der das Fremdwort stammt, ist allerdings *conditio sine qua non* für seine gerechte Würdigung. Es macht denn auch den Eindruck, als handelte es sich in dem Kampf gegen das wissenschaftliche Fremdwort nicht um sachliche Gegner, die ihm theoretisch den Nutzen absprechen, als um persönliche Feinde, die sich ihm praktisch nicht gewachsen fühlen und ihre eigene Beschränkung auf das Fremdwort abwälzen möchten. Diese praktische Seite des Problems lasse ich hier ebenso auf sich beruhen, wie ich oben (Seite 67, Anmerkung) den von Schopenhauer in den Vordergrund gerückten praktischen Nutzen des Fremdworts nur der Vollständigkeit wegen anführte.

erlebten Sinn eines deutschen Schlagkräftigen verhält wie die platonische Idee zur Erscheinung. So sehr diese Entrealisierung der Form zu der oben skizzierten Sphäre der Wissenschaft paßt, so wenig eignet sie sich natürlich für die Kunst, die überall eine einzige und zwar unmittelbar realistische Anschaulichkeit fordert. Ich begegne damit von vornherein dem Einwand, daß in Konsequenz meiner Theorie des Schlagkräftigen dem Dichter, der auf dieses Moment seines Ausdrucks vor allem fortgesetzt bedacht sein muß, weil er von innen nach außen wirkt, doch unmöglich zugemutet werden kann, er solle sein Heil in Fremdwörtern suchen. Gewiß nicht! Selbst in Schillers philosophischen Gedichten geht doch das dichterische Forminteresse so sehr jedem anderen vor, daß wir Fremdwörter in ihnen nur in dem zuerst dargelegten Sinne als unveräußerliche Bestandteile der Terminologie finden, nicht in dem formgebenden Sinne, der hier in Frage steht. Als inhaltlich lauterste Repräsentanten des philosophischen Elements sind sie hier zugleich mit diesem Element für die tragenden Pfeiler des Gedankengebäudes ebenso gefordert, wie sie sich direkt schädlich an den „nur“ ausschmückenden, formgebenden Bestandteilen erweisen würden, die in einem Gedicht um so ausschließlicher den künstlerischen Formgesetzen der Realanschauung unterworfen sind, je reiner sich das eigentlich künstlerische Interesse des Dichters darin offenbart, daß er diese inhaltlich „unbedeutenden“ Bestandteile in den Vordergrund rückt.

Es sei bei der Gelegenheit darauf hingewiesen, durch welche Mittel sich der Dichter die Schlagkraft des Ausdrucks erhalten kann. Halbwegs entgegen kommt ihm dabei ein stillschweigendes Übereinkommen, nach dem der poetische Leser alle vorkommenden, auch die scheinbar durchsichtigsten Wörter so körperlich, wie ihm nur irgend möglich aufzufassen sich anheischig macht. Auch äußerlich wird von verständigen Verlegern die poetische Grundstimmung des Lesers durch Verwendung einer künstlerischen Drucktype befestigt, die ihn zum intensiven Genuß der formalen Sprachschätze einlädt, indem sie sich durch ihre ungewohnten Charaktere der flüchtigen Lektüre widersetzt. Nun braucht der Dichter auch nur seinerseits der Vertragspflicht zu genügen und jedes Wort in seiner eigensten, konkreten Bedeutung anzuwenden, indem er nicht mehr und nicht weniger hineinlegt, als es unmittelbar ausdrückt. Um die von dem Leser halb und halb schon von vornherein geschenkte, reine Empfänglichkeit für den Lautsinn auch bei den Wörtern wachzuerhalten, bei denen er durch den Staub des Alltags blind geworden ist, wendet er den alten Kunstgriff an: er überrascht. Er haucht die unscheinbare Münze an mit dem Odem des Schöpfers und im Nu strahlt sie in dem Glanz, den sie hatte, als sie eben aus dem Stempel hervorging. D. h. er setzt das Wort zu seiner Umgebung mit naiver Selbstverständlichkeit auf einmal so in Beziehung, daß seine scheinbar entlegene, ihm aber lautlich allein natürliche Bedeutung in das hellste Licht tritt. Daß also einem solchen Wort, dessen Form für gewöhnlich das Körperliche abgestreift hat, eine neue, schlagkräftige Form nur zugleich durch eine inhaltliche Neu-

wendung gegeben werden kann, braucht den Dichter, dem das Inhaltliche stets Nebensache ist, nicht bedenklich zu machen. Bei Licht besehen beruht das ganze sprachschöpferische Genie des Dichters, ein Instinkt wie der Spürsinn des Jagdhundes, weniger darin, daß er neue Quellen aus dem Felsen schlägt, als daß er die alten, verschütteten Brunnen der lebendigen Sprache freilegt. Unvergesslich ist mir in der Beziehung der starke Eindruck geblieben, den ich hatte, als ich zum erstenmale im Wallenstein las:

„Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.“

„Vermögen“? Ja, allerdings, aber nicht in dem hausbackenen Sinne, auf den wir das Wort festgelegt haben, sondern: die Macht haben. Diese ureigenste Bedeutung kommt hier plötzlich und zwingend zutage. Wie hätte dafür jeder Nicht-Dichter gesagt? Er hätte sich überlegt: was will ich denn „im Grunde“ sagen? und hätte dabei unwillkürlich seinen Gedanken so abstrakt wie möglich gefaßt, also etwa:

„Durch Freiheit ließ ich mich und Möglichkeit
Verlocken.“

Hier läßt uns der Eindruck ganz kühl, weil alle Worte nur an unseren Verstandesmechanismus rühren. Darum ist das Faktische vielleicht psychologisch „richtiger“ gegeben, aber das psychische Erlebnis bleibt aus.

Im grundlegenden Gegensatz zu dieser „Aufdeckung“ des Faktischen, strebt der Dichter beständig nach seiner pantomimischen Verkleidung. Er geht deshalb davon aus: „wie kann ich mir das äußerlich wirksam machen, was ich mir denke,“ und gelangt damit von selbst dazu, die abstrakte, passive Möglichkeit, die er „im Grunde“ natürlich ebenso meint, in der durch den Artikel und die aktive Satzwendung lebhaftig gewordenen Freiheit auszudrücken, die er, da sie ihm immer noch zu sehr „von des Gedanken Blässe angekränkelt“ erschien, zur vollen Abrundung ihrer Bildhaftigkeit durch das stark farbige „Vermögen“ ergänzte. Gewiß ist der Ausdruck „Vermögen“ dabei kühn, aber er empfängt sein Licht von der voranstehenden Freiheit, ebenso wie er auf sie Kraft und Leben spendend zurückstrahlt. Beide zusammen bilden ein großartiges Hendiadyon, das, indem es den Anreiz zur Tat sowohl in den äußeren Machtverhältnissen, der „Freiheit“, wie in dem inneren Machtbewußtsein, dem „Vermögen“, sieht und auch wirklich sichtbar zu machen versteht, uns die tragische Gebundenheit des Helden blitzartig erhellt.

Ja, könnte man da nun fragen, vermag denn nicht jeder aus diesen verschütteten Brunnen zu schöpfen? Das ist aber nicht möglich. Es liegt eben in der dichterischen Sphäre, deren nähere Untersuchung wir uns hier versagen müssen, eine gewisse Suggestion, die dem Dürstenden die Frische des Quells in demselben Wasser zu kosten gibt, das dem Satten nur fade und abgestanden schmeckt. Es ist nur vereinzelt, daß wir auch in der prosaischen Sphäre diese Suggestion für uns erreichen können, und dann immer noch ungewiß, ob sie auch für andere wirksam ist. Auf diese Ungewißheit kann sich aber zu allerletzt

die Wissenschaft einlassen. Außerdem beruht die Möglichkeit einer solchen Suggestion letzten Endes auf einem zweiten Gesicht des Wortes, dessen Eindeutigkeit sie grundsätzlich fordern muß. Ihr bleibt da eben wirklich nur übrig, das Schlagkräftige in der eigentümlichen, oben geschilderten Wirkung des Fremdwortes zu suchen, dem diese Form spontan, ohne den Umweg einer inhaltlichen Neuwendung zukommt.

Weshalb denn aber überhaupt das Konkret-Schlagkräftige des Ausdrucks für die abstrakte Wissenschaft? Läuft es ihrer Sphäre nicht direkt zuwider? Keineswegs. Ihrem Inhalte nach ist die wissenschaftliche Sphäre allerdings ganz abstrakt. Aber es soll auch nicht der Inhalt des Wortes, das, was in ihm zu denken ist, durch seinen schlagkräftigen Ausdruck irgendwie beeinflusst, gefärbt werden, sondern nur die Form, wie der Inhalt in uns gedacht wird. Bei einem schlagkräftigen Wort ist diese Form eben nicht ein verschwommener, mittelbarer Eindruck eines verborgenen Inhaltes, wie ihn ein formelhaftes Wort vermittelt, sondern ein lebhaftes, unmittelbares Erfassen, gleichsam ein körperliches Erfühlen desselben Inhaltes mit dem vollen Bewußtsein seiner ganzen quantitativen und qualitativen Ausdehnung, scharf gesondert von allem bloß Ähnlichen. Dieses Formal-Konkrete, oder besser, da es nicht direkte Anschauung zu sein braucht, die plastische Konsistenz des Ausdrucks verträgt sich nicht nur mit dem Inhaltlich-Abstrakten, sondern ist dessen notwendige Kompensation. Gerade der spröde, abstrakte Inhalt der Wissenschaft, das Schattenreich der Begriffe, verleitet leicht dazu, sich durch Verwendung formelhaft-blasser Worte in inhaltlich leere Gehirngespinnste zu verlieren: „Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“ Demgegenüber ist es die schlagkräftige Form der Worte allein, die, indem sie ihren Inhalt stets scharf zu erfassen zwingt, diesen zur höchsten Klarheit erhebt. Sie kommt dabei besonders für die Satzbestandteile in Frage, die nicht den beherrschenden Gedanken selbst, sondern nur seine objektive Aussage enthalten. Eine Unklarheit, eine leere Formel hier würde sofort rückwirkend auch die Kontur dieses Subjektgedankens verwischen, der ja nie an sich selbst klar ist, sondern erst klar werden soll, in dem, was von ihm ausgesagt wird. Also gerade da, wo das problematische Satzsubjekt sich objektiv manifestiert, wo sich der Gedanke aus dem Nebel seiner beziehungslosen Einzigkeit in den festen Aggregatzustand der Tatäußerung niederschlägt, wird eine Ausdrucksform von höchstem Werte sein, die diesen Niederschlag mit der vollen kantigen Schärfe und kristallinen Durchsichtigkeit vor Augen stellt. Andererseits darf uns davor niemals das Bewußtsein verlassen, daß es eben nur ein Niederschlag ist, eine erstarrte Form des schlechtthin Unstarren. In der idealen, wissenschaftlichen Ausdrucksweise muß sich beides vereinigen: eine vertraut bildhafte Vermittlung des Inhaltes und gleichzeitig seine Abhebung von allem Banal-Vertrauten in die Sphäre des Reindeutigen. Diesen scheinbar widersprechenden Forderungen wird allein das Fremdwort ausreichend gerecht. Wenn so das Abstrakte eine Form annimmt,

durch die es bei voller Wahrung seiner inhaltlichen Distanz wieder mit starken Ketten an den Kreis des sinnlichen Lebens ange schmiedet wird, aus dem es eben „abstrahiert“ wurde, so vermag auch diese Kompensation allein den Leser, der nur mühsam seine Gedanken in der Region der reinen Begriffe schwebend erhält, dauernd zu fesseln und an der Sache zu interessieren. Das Fremdwort fügt dazu noch das feine, pädagogische Kunstmittel, durch den beschriebenen Übertragungsprozeß den Leser aktiv an der Erfüllung der Form zu beteiligen. Er sieht sich dadurch verhindert, in die bequeme Trägheit seiner Alltagslektüre zurückzufallen, wo er mit Worten gefüttert wird, deren ihm nur zu geläufiger, formelhafter Sinn selbst allen Zusammenhang mit der „wohlgegründeten Erde“ verloren hat und ihn darum hilflos in die seligen Gefilde der Zerstretheit aufsteigen läßt.

Um diese, also spezifisch wissenschaftlich-formgebende Seite des Fremdwortes zu illustrieren, vergleichen wir einmal vorurteilslos deutsche Ausdrücke, wie: Richtung, verhältnismäßig, genau, richtig, berühren mit Tendenz, relativ, exakt, korrekt, tangieren und man wird selbst einsehen, auf welcher Seite das Schlagfertige, d. h. der zwingende Ausdruck des Gedankens liegt. Dabei muß man noch in Betracht ziehen, daß die deutschen Wörter ihren formelhaften Sinn erst ganz im fortlaufenden, flüchtig überlesenen Text geltend machen, während sie oben, einzeln aneinander gereiht, mehr auf sich selbst gestellt sind und damit den Leser soweit „befremden“, daß er veranlaßt wird, ihrem Lautsinn nachzugehen. Ebenso ist es umgekehrt gerade ein für die schlagkräftige Wirkung der Fremdwörter nicht unwesentlicher Faktor, daß sie im fortlaufenden, deutschen Text schon von selbst wie in Gänsefüßchen stehen und die Aufmerksamkeit auf ihre Eigenform lenken. Daß auch hier wieder nicht eigentlich der Begriff der nationalen, sondern der der sozialen Fremdheit maßgebend ist, ergibt sich daraus, daß sich eine prägnante Formgebung auch durch neue deutsche, stark sinnfällig gebildete Wörter erreichen läßt. Als Beispiel dafür darf ich vielleicht das Wort „schlagkräftig“ selbst anführen. Das Überraschende des Eindrucks ist dabei aber immer das entscheidende Moment, so daß sie ihre Schlagkraft nur bewahren, solange sie der bürgerlichen Sprache relativ fern bleiben. Darum kann anderseits ein ursprünglich schlagkräftiges Fremdwort durch und in seiner alltäglichen Anwendung eine zweite, abgeblaßte Form annehmen, mit der dann ebenso eine inhaltliche Verschiebung verbunden sein wird, wie umgekehrt ein formelhaftes Umgangswort seine formale Kraft in der poetischen Suggestion nur durch einen Bedeutungswechsel wiedergewinnen konnte. So hat z. B. ein Wort wie „ordinär“ in dem wissenschaftlichen Sinne von: regelmäßig seine Schlagkraft und damit auch inhaltliche Tauglichkeit durch Übergang in die Umgangssprache verloren, wo es, abweichend von dem Lautsinn, nach bekanntem Muster arytische Färbung angenommen hat.

Wir sind am Ende. Wir haben versucht, das vielangeseindete Fremdwort wissenschaftlich in doppelter Beziehung zu rehabilitieren: einmal in seiner inhalt-

gebenden Bedeutung als Bestandteil der Terminologie, und dann in seiner formgebenden Bedeutung als Belegungsmittel des Ausdrucks. Daß es in der wissenschaftlichen Sprache auch hie und da angewandt wird, wo es offenbar keine dieser Aufgaben erfüllt, oder wenigstens ein Mutterwort dieselben Dienste geleistet hätte, soll zugegeben werden. In diesem Falle sei man aber gerecht genug, die „Fremdwörterei“ als eine Berufskrankheit des Gelehrten gelten zu lassen, ebenso wie der Mime wohl aus Gewöhnung die große tragische Geste ins bürgerliche Leben verpflanzt. Das ist aber eine Schwäche, die wir ihm gerne nachsehen, dafern er auf den Brettern, die seine Welt bedeuten, die Berechtigung dazu mit Ehren erworben hat.



Die Engländer in Indien

Von Nadir



Als bei dem glänzenden Krönungsdurbar in Delhi König Georg von England, der neugekrönte „Kaiser-i-Hind“, die Verlegung der Residenz des indischen Reiches von Kalkutta nach Delhi verkündete, da bereitete er selbst den meisten Engländern eine große Überraschung. In Kalkutta war die Mißstimmung so groß, daß ihretwegen der Besuch König Eduards in der alten Hauptstadt fast unterblieben wäre. Schließlich bequeme man sich aber doch zu einer sauersüßen Festmiene.

In Deutschland werden wohl die Gründe für diese Neuerung nicht überall verstanden worden sein. Man wird sich fragen: wozu eine solche Maßregel treffen, die auf der einen Seite große pekuniäre Verluste verursacht, von denen in der Hauptsache nicht Eingeborene, sondern Engländer betroffen werden, und auf der anderen Seite neue riesige Ausgaben erfordert? Denn die alte Burg der Großmoguln, deren gewaltige Ringmauern und feenhaft Marmorsäle sich im Zentrum Delhis erheben, ist nicht für eine moderne vizekönigliche Residenz geeignet. Alle die Bureaus, Säle und Paläste, deren das Zentrum der Regierung des Riesenreiches bedarf, müssen neu erbaut werden; für das Heer von Beamten mit seiner zahllosen Dienerschaft muß Unterkunft geschaffen, für den mannigfachen Sport, ohne den der Engländer in Indien nicht leben kann, müssen Spielplätze angelegt, aus der baumlosen sonnendurchglühten Ebene, die Delhi umgibt, müssen Gärten und Parks hervorgezaubert werden. Eine ganz neue Stadt muß dort entstehen. Viel Wasser wird noch die Dschumna herunterlaufen, bis sie fertig dasteht. Wenn aber das große Werk vollendet sein wird,